

„Wenn der Bauer nichts hat, haben ja die anderen auch nichts. Es leben ja viele vom Bauern.“

Vom Wein und der Arbeit in Retz in Österreich

Retz ist 941 Jahre alt und liegt im Weinviertel an der Grenze zur CSFR. Die Weinkeller gibt es seit der Zeit Karls des Großen, Weinanbau seit dem 12. Jahrhundert. In solchen Kellern mit gleichmäßiger Temperatur waren die Weine besser vor dem Erfrieren geschützt. Dieser Kelleranbau war nur an geeigneten Hängen möglich. Das führte zu den für Retz so typischen Kellergassen.

Woher sein Name wirklich kommt, weiß man nicht mehr, aber es gibt Geschichtchen darüber, z.B dieses: Als die Stadt gebaut war, berieten die Stadtväter, wie die Stadt heißen soll. Die Frauen mußten der Zeit entsprechend draußen warten. Die Männer berieten und berieten und kamen zu keinem Ergebnis. Die Frauen wurden ungeduldig und eine sehr resolute hat dann an das Tor geklopft und gerufen: „Na was ist, Männer, so reds,“ damit ging den Männern ein Licht auf: „Retz“, so sollte die Stadt heißen.

Früher war Retz ein Handelszentrum. Es liegt an einer Hauptverbindungsstrecke, von Krems über Eggenburg nach Znaim in der CSFR. Dies war auch ein Grund für die Stadtgründung, denn viele Kaufleute reisten durch den Ort und mußten ihre Ware zuerst den Retzern anbieten. Die Retzer begannen selbst Handel zu betreiben. Sie brachten Wein nach Böhmen, Sachsen und Rußland und kehrten mit Pelzen, schlesischer Leinwand, böhmischen Tuchen zurück. So nutzten sie die Handelsreisen optimal und schufen Wohlstand.

Retz hat jedoch auch eine wechselvolle Stellung als Grenzstadt. Die Grenze geht zurück auf die zwischen der Markgrafschaft Österreich und dem Herzogtum Mähren. 1082 wurde sie bei einer Schlacht festgelegt. Diese Teilung wirkt bis in die Gegenwart. 1526 kamen Böhmen und Mähren zu Österreich, die Grenze spielte keine Rolle mehr. 1918, als die österreichisch-ungarische Monarchie zerfiel, beharrte die neugegründete tschechoslowakische Republik auf

dieser sogenannten historischen Grenze. Nach dem Zweiten Weltkrieg war jeder Kontakt zwischen Österreich und der Tschechoslowakei abgebrochen und die Grenze war „tot“. Heute gibt es einen Neubeginn mit kleinem und großen Grenzverkehr.

„Wenn man die Weingärten rodet, kriegt man auch bezahlt.“ (Bauer Gerstorfer)

Früher hat man den Weinanbau vom Vater gelernt, jetzt gibt es dafür Schulen. Der Sohn muß Meister werden, sonst kann er den Beruf nicht an seine Kinder weitergeben. Aber wie die Zukunft der Weinbauern aussehen wird, ist ungewiß. Herr Gerstorfer, dessen Familie schon seit Generationen Wein anbaut, ist besorgt: „Wir verkaufen ja faßweise. Seit dem Glykolskandal ist das stark bergab gegangen, das ist nicht so lang her. Es ist viel gepanscht worden, es sind viele Firmen zugrundgegangen, trotzdem ist das Geschäft vorher besser gegangen als jetzt. Ich kann mir das nicht erklären. Sie sagen alle, es wird nicht mehr soviel getrunken oder der Wein ist zu teuer für den Konsumenten. Die Preisschere ist das Kriterium. Was wir einkaufen wird von Jahr zu Jahr teurer und unser Produkt wird von Jahr zu Jahr billiger. Beim Wein ist das extrem.“

Das Haus, in dem Familie Gerstorfer lebt, wurde 1755 erbaut. 1894 wohnte dort die erste Gersthofer, die Urgroßmutter des jetzigen Besitzers. Ob jedoch der Sohn den Hof weiterführen wird, kann man in der jetzigen Zeit, in der so viele ihre Höfe aufgeben, schwer sagen. Herr Gerstorfer ist es ganz unangenehm, wenn er daran denkt, wie der Weinanbau immer mehr eingeschränkt werden soll: „Ja, wenn man die Weingärten rodet, kriegt man auch bezahlt, über 15.000 Schilling. Das kann man sich gar nicht vorstellen. Selber fühlt man sich ungut. Man hat eine Freude wenn man was anbauen kann,

wenn was wächst und man kriegt was - damit man das brachliegen läßt. Ein richtiges Wertgefühl ist das nicht."

Familie Gerstorfer hat ungefähr sechs Hektar Weingärten. Die Eltern hatten einen bis eineinhalb Hektar gehabt. Damals ging nicht mehr, das warschon genügend Arbeit. In den sechziger Jahren hat jedoch der Lenz Moser aus Rohrendorf bei Krems, die Hochkultur erfunden. Sie ist weniger mühsam, und man kann größere Flächen mit demselben Arbeitseinsatz bearbeiten. „Das ist ein Segen für den Weinbau gewesen einerseits, aber wenn ich das jetzt so betrachte, wäre da sicher kein Überschuß, wenn er das nicht erfunden hätte."



„Es will eigentlich niemand Bäuerin werden.“
(Frau Gerstorfer)

Für Frau Gerstorfer bestand ihr ganzes Leben aus Arbeit. In die Schule konnte sie nur acht Jahre gehen. „Für die Hauptschule war ich zu schwach, aber für die Arbeit war ich nicht zu schwach. Immer hieß es 'Wir haben viel Arbeit'..."

Der Vater hatte einen Schlaganfall gehabt, so mußte sie mit ihrer Mutter alles selbst machen. „Überall habe ich mithelfen müssen, das habe ich bald nicht mehr derpackt. Wir haben alles tragen müssen, meine Mutter und ich. Wir waren vier Kinder. Die anderen waren alle schon fort. Der Bruder hat weggeheiratet, der andere ist in Salzburg gewesen und die Schwester in Wien. Die war 14 Jahre älter als ich. Wir hatten fünf Hektar Land. Wir haben oft am Sonntag arbeiten müssen."

Ich habe mit 24 Jahren geheiratet. Mein Mann und ich haben miteinander noch mehr Arbeit gehabt. Ich tue dasselbe wie der Mann. Wenn ich fort bin, kocht die Oma. Früher hat die Oma



auf die Kinder aufgepaßt und gekocht. Die Kinder hab ich im Spital entbunden. Gearbeitet habe ich bis zum Schluß.

Ich war nie bei meinen Kindern, nur im Winter, da war ich zu Hause. Jetzt, durch die Maschinen, können die Frauen bei den Kindern bleiben."

Manchmal denkt Frau Gerstorfer wehmütig daran, daß ihr eigener Sohn immer sagte, daß er eine Mutti will, die Zeit für ihn hat. „Ihn haben wir oft mitgenommen in die Weinberge. Wir sind erst in der Nacht heimgekommen. Dann war noch das Melken. Das kann man sich jetzt gar nicht mehr vorstellen."

Nicht nur die eigene Familie versorgte sie, auch die Kinder ihres Bruders und ihre Mutter pflegte sie: „Mein Mann war Vormund von den Kindern meines Bruders. Die Mutter ist mit 38 Jahren an Brustkrebs gestorben, und der Bruder hat sich dann das Leben genommen. Die ganzen Scherereien mit den Kindern haben wir gehabt. Meine Mutter habe ich auch gepflegt. 10 Jahre war sie bei uns."

Der Sohn blieb auf dem Hof, ihre Tochter ging in die Stadt: „Die Tochter hat auch viel auf dem Hof gearbeitet, dann hat sie Krankenschwester gelernt und sich jetzt an die Stadt gewöhnt. Zur Weinlese kommt sie noch. Man wird ja auch älter."

Wenn sie an ihr Leben zurückdenkt, dann kann sie verstehen, warum heute niemand mehr Bäuerin werden möchte. Nur auf den Winter konnte sie sich freuen: „Ich hab mich immer schon gefreut auf den Winter, da war es ruhiger. Heute bin ich hin - die Bandscheiben."

Heidi Behn-Thiele, Helene Schrolmberger